

Suhrkamp Verlag

Leseprobe

Marente
deMoor



Amsterdam
und zurück
Roman

Suhrkamp

Moor, Marente de
Amsterdam und zurück

Roman

Aus dem Niederländischen von Waltraud Hüsmert

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42184-0

SV

Marente de Moor
Amsterdam und zurück

Roman

Aus dem Niederländischen von
Waltraud Hüsmert

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe: *De overtreder*
Die Übersetzung des Buches wurde gefördert vom Nederlands Literair
Productie- en Vertalingenfonds.

Erste Auflage 2010
© 2007 by Marente de Moor, Amsterdam,
Em. Querido's Uitgeverij B. V.
© der deutschen Übersetzung Suhrkamp Verlag Berlin 2010
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Memminger MedienCentrum AG

Printed in Germany

ISBN 3-518-42184-0

I 2 3 4 5 6 – 15 14 13 12 11 10

Amsterdam und zurück

In der ersten Nacht war da wieder der Soldat. Er floh durch die letzten Minuten eines Traums. Er stieß sich mit den Skistöcken im Schnee ab und zog eine Spur im Kopf des Schlafenden. Der hatte diesen Traum schon seit acht Jahren.

Es begann mit der Schneefläche, weit und unerbittlich. Dahinter, bläulich in der Abenddämmerung, der Fichtenwald. Auf einem Hügel stand der finnische Beobachtungsturm, wie ein mißgestalteter Baum, die hölzernen Arme verschränkt. Und dann erschien der Soldat. Er hatte die Ohrenklappen seiner Mütze gelöst, so daß sein Hinterkopf an den eines Plüschkaninchens erinnerte. Sein Körper in dem weißen Overall hob sich kaum vom Schnee ab.

An seinem sorgfältig verpackten Hintern – dafür war gesorgt, während Hände, Füße und Wangen achtlos dem Frost ausgesetzt waren – baumelte die Ausrüstung eines Grenzsoldaten: Maschinengewehr und Klappspaten. Er war auf dem Weg zum Wald. Er glitt auf seinen Skiern in diese Richtung und schaute sich plötzlich um. Sein Gesicht war haarscharf zu erkennen, wie es nur im Traum möglich ist – in Wirklichkeit wäre aus so großer Entfernung nicht auszumachen gewesen, daß er ernst dreinblickte. Bei dem zugefrorenen Fluß löste er sich in nichts auf. Das war's. Eine stumme Fragmentenfolge, wie in einem sorgsam montierten 16-mm-Film.

Der Schlafende, Witali Kirillow, fiel fast aus dem Bett. Noch vor wenigen Minuten war sein Gesicht entspannt gewesen, mit großen, schlaffen Augenlidern hatte es, umrahmt

von schwarzem Wuschelhaar, auf dem Kopfkissen gelegen. Jetzt lief ein Schauer darüber, die Wangenknochen zitterten, weil die Zähne aufeinanderschlügen. Die Bettdecke rutschte zu Boden. Der Mann trug Socken und eine lange graue Unterhose mit schlabbrigen Beinen. Als er an die Bettkante griff, wachte er auf. Wie immer glaubte er sich noch einen Moment im Niemandsland. Seine Finger waren steif vor Kälte, vor acht Jahren waren sie ihm fast erfroren. Meist funktionierten seine Sinnesorgane wieder, sobald er die Tapete an der Wand wahrnahm, nun jedoch hielt das bedrohliche Gefühl an. Er war nicht zu Hause, sondern lag in einem Zugabteil, mit dem Kopf zum Fenster. Im Morgennebel zog ein Waldsaum vorbei.

Es war das erste Mal, daß Witali ins Ausland reiste. Er hatte es sich anders vorgestellt, weniger banal. Im Bett gegenüber lag eine Georgierin, die im Schlaf schmatzte. Nichts Außergewöhnliches. Er stemmte die Füße an die Wand des Abteils und zog die Decke wieder über sich. Er wollte nicht als einziger wach sein. Er wollte die Zeit nicht anders als andere Menschen verbringen. Früher, im Pionierlager, hatte er in seinem Bett einsam auf den durchhängenden Metallrost über sich geblickt, während die anderen Kinder friedlich und gehorsam schliefen. Später, in der Armee, hatte er den Metallrost wiedergesehen und die Waben des Labyrinths gezählt, wenn er der rhythmischen Polyphonie der Schnarchenden ausgeliefert war. Jetzt lag niemand über ihm, doch es war noch sehr früh, also transportierte dieser brave Zug sicher nur Schlafende. Es gelang ihm nicht mehr, sich ihnen anzuschließen. Das war nicht so schlimm, nur noch eine Nacht, und er brauchte sie nie wiederzusehen.

Der Traum hatte ihn überrascht. Nicht der Inhalt, den kannte er allmählich, aber er hatte geglaubt, seine Alpträu-

me würden in Rußland bleiben. Sie verfolgten ihn seit seiner Militärzeit. Es war nicht die Art von Traum, aus dem Afghanistan-Veteranen vom eigenen Brüllen erwachen, in den Jahren jenes Krieges war er verschont geblieben und in die entgegengesetzte Richtung geschickt worden. In einem Sammelzentrum an der Wolga, in dem die aus weitem Umkreis zusammengeharkten Wehrpflichtigen darauf warteten, über die ganze Sowjetunion verstreut zu werden, kam jede Stunde ein Offizier mit einer Liste voller Schicksalsverfügungen in den Raum. Witali saß dort mit sieben anderen Jungs aus seiner Klasse, Schwafelern, die mit uralten Witzen gegen ihre Nervosität ankämpften. Über den Heldenspion Max Otto von Stierlitz, über Tschapajew und seinen Adjutanten Petka und über die Rückständigkeit der Tschuktschen, der Sowjet-Eskimos, die einander alle ähneln (ein Tschuktsche hat sich einen Schrank mit einem Spiegel an der Innentür gekauft. Er öffnet die Schranktür, zeigt auf sich und ruft seine Frau: »Schau mal, mein Bruder ist zu Besuch!« Die Frau stellt sich neben ihn: »Und er hat irgend so ein Weib mitgebracht ...«). Schließlich traf es zwei Klassenkameraden. Sie wurden zu den Ausbildungslagern in Mittelasien geschickt und gingen mit hängenden Schultern ihrem vermasselten Leben entgegen.

Witali landete bei den Truppen an der finnischen Grenze. Zuerst ging er auf eine Unteroffiziersschule in der Nähe von Alakurtti, einem Dörfchen, das er einmal im Monat besuchen durfte, um eine Wagenladung schmutziger Bettwäsche bei ein paar karelischen Schönheiten abzuliefern. Während sie wuschen, wartete er. Die Stunden verflogen auf der kleinen Veranda vor der Wäscherei; wenn die Frauen aus der Tür traten und achtlos ihre Arbeitskittel öffneten, war auch schon mal eine nackte Brust zu sehen. Leider wurde er im Herbst zu einer Einheit an der Grenze versetzt, achtzig Ki-

lometer nordöstlich von Kowdor. In dieser Gegend lebten keine Frauen, jedenfalls hatte er dort keine gesehen. Die Einwohner von Kowdor hausten in Baracken, die von hoher Hand rings um den Eingang einer Phlogopit-Mine herum hingeknallt worden waren. Die Armeeführung erklärte, es liege am Sauerstoffmangel in der Luft, daß man dort nur schwer atmen konnte und Wunden nicht heilten, sondern ständig eiterten. Nach zwei Jahren kam er mit heiler Haut nach Hause. Das einzige, was er im Norden verloren hatte, war der Rang eines Korporals – schuld daran war der Deserteur, der ihn nun wieder aus dem Schlaf gerissen hatte.

Er warf sich auf die andere Seite und blickte auf das Gepäcknetz an der Wand. Es war mit Sachen vollgestopft, die seine Mutter ihm auf dem Bahnsteig in Gorki zugesteckt hatte. Sprotten, Weißbrot, Jod, Bandagen. Eine Ikone des heiligen Nikolaus aus Plastik und ein Blättchen der Zeugen Jehovas. Pantoffeln, eine kleine Flasche Wodka, Salzgurken, Schuhcreme. Nein, ohne diese Dinge würde ihr Sohn die Reise nicht überleben. Es war wichtig, daß jeder Gegenstand einzeln verpackt wurde. Alles steckte in Plastiktüten, angegammelt vom vielen Auswaschen. So hatte sie es auch mit dem Rest seines Gepäcks gemacht. Russische Mütter haben, was Koffer angeht, eine Bakterienphobie – zwanghaft spülen sie alte Verpackungen aus und trocknen sie an Wäscheleinen, damit wieder andere Sachen darin untergebracht werden können, die aus unerklärlichen Gründen nicht miteinander in Berührung kommen dürfen. Beim Abschied hatte sie ihm die Wange hingehalten und ihm, als sich der Zug in Bewegung setzte, beherzt nachgewinkt. Sie hatte sich tapfer gehalten.

Nein, eigentlich nicht. Sie hatte ihn auf einmal wieder *synok* genannt. Söhnchen. Hier sind Sprotten und Gurken,

Jod, Verbandszeug. Da, nimm, *synok*. Seit er aus der Armee entlassen worden war, benutzte sie diesen Kosenamen nur noch, wenn sich ihr die Gelegenheit bot, ihren Sohn wieder zu vereinnahmen. So wie damals, als die Bande von Wascha, dem Bären, ihn in die Mangel genommen hatte. In der ersten Woche nach der Schlägerei war er nicht nach Hause gekommen. Nachdem die schlimmsten Schwellungen abgeklungen waren, hatte er bei seinem Vater vorgefühlt. Der, selbst stolzer Besitzer einer gebrochenen Nase, hatte den Schaden ähnlich eingeordnet wie ein Rabbi eine Beschneidung. Ohne lädierte Nase kein Mann. Sein Sohn wäre sonst doch nur eine Schwuchtel geworden, mit seinen meergrünen Augen und den pechschwarzen Wimpern. Allerdings hatte er ihn die Flasche Obstwein bezahlen lassen, mit der er seine Frau auf die schlechte Nachricht vorbereiten mußte. Trotzdem konnte sie mit dem ewigen *synok* gar nicht mehr aufhören. Ihr hübscher Junge, *oj*, schau doch nur, die halbe Augenbraue eingeschlagen, die Unterlippe aufgeplatzt und auf der Nase eine richtige Plattform. »Und ich, was ist dann mit mir?« hatte sein Vater gerufen und mit der entkorkten Flasche auf sein eigenes zerhauenes Gesicht gezeigt. »Willst du etwa damit sagen, daß du mich häßlich findest?«

Wer sich überhaupt nicht um so was scherte, war Babulja. Witalis Großmutter kam in die dunkle Küche geschlurft, nachdem sich das Gejammere und Gefluhe ins Wohnzimmer verzogen hatte. Sie klopfte das Pappmundstück einer Papirossa auf den Rand des Herdes und hielt sie an eine der Flammen. Vom bläulichen Lichtschein des Gases angeleuchtet, sah sie aus wie ein Waldschrat. Sie inhalierte mit hochgezogenen Brauen. Hatte er zurückgeschlagen? Natürlich. Babulja nickte, rauchte, sprach aber wenig. Wenn sie ein Urteil fällte, mußte Witali es hinnehmen. Diese Reise war ihre Idee

gewesen. Auch sie war viel gereist. Ihre Touren während des Krieges und gleich danach waren, notgedrungen, eigentlich ein einziger großer Umweg gewesen: von Leningrad über Moldawien und Kasachstan an die Wolga. Man durfte nicht zu lange an einem Ort bleiben, fand Babulja, sonst passierte so was – und sie deutete zum anderen Zimmer, wo Witalis Eltern beim *Melodienraten* im Fernsehen mitsangen.

Über seine Armeezeit konnte er mit ihr nicht reden. Sie fand, er müsse stolz darauf sein, daß er das Vaterland gegen die Lappen verteidigt habe. Die Lappen seien nun mal ein Volk, dem man nicht trauen könne. Man müsse sie an der Grenze aufhalten. Witali versuchte gar nicht erst, ihr zu erklären, daß es die Russen waren, die sich nach Lappland absetzten, und nicht umgekehrt. Gewisse Umstände, wie das Auseinanderfallen der Sowjetunion, ließ sie nicht in ihr Bewußtsein vordringen. Wenn Witalis Vater einen Witz über seinen degradierten Sohn machte, »das größte Loch im Eisernen Vorhang«, dann lag auf Babuljas Gesicht das entrückte Lächeln einer Gläubigen. Für Witali gab es keinen Unterschied zwischen zwei oder gar keinen Streifen auf den Schulterstücken einer Jacke, die ebenso unsinnig geworden war wie die Schlagzeilen in der *Prawda*. An der Grenze eines aufgelösten Landes ist nichts zu gewinnen und nichts zu verlieren. Babulja aber legte für sich selbst fest, ob das Land aufgelöst worden war oder nicht.

An und für sich war es kein Grund für spätere Alpträume, was vor acht Jahren auf diesem totenstillen achtundsechzigsten Breitengrad geschehen war. Der Soldat hatte die Grenze nach Finnland überschritten. Wie durch Zufall stand er plötzlich hundert Meter vom Grenzübergang entfernt. Vom Fichtenwald aus blickte er zu Witali herüber. Einen Augenblick zuvor hatten sie noch nebeneinander gestanden, Kor-

poral und Soldat, und sich schweigend eine Zigarette geteilt. Sie hatten sich nicht viel zu sagen gehabt, keine besonderen Vorkommnisse, und sie froren. Sich auf Patrouille begeben, was sollten sie sonst machen? Langsam auf den Skiern hin- und hergleiten. Den Blick auf unendlich gestellt, jedoch sehr ernst, denn es konnte ja sein, daß aus diesem Wald der Feind auch zu ihnen herüberstarrte. Und auf einmal stand der Soldat *dort*.

Er mußte geflogen sein, so schnell war es passiert. In dem Moment, als Witali ihn entdeckte, stand er reglos da. Worauf wartete er?

Dann hatte er den Blick abgewandt, die Skistöcke langsam gesenkt, mit seinen Filzstiefeln auf den Brettern ein paar ungeschickte Schritte gemacht, den Körper um neunzig Grad gedreht. Und war losgefahren. In einem Atemzug verschwamm er, beim Fluß war er außer Sichtweite. Witali hatte fassungslos ins Niemandsland gestiert. Hier hatte jemand in aller Gemütsruhe die Sowjetunion verlassen. Witali hätte schießen müssen, am besten auf den verpackten Hintern, zur Not auf den lächerlichen Kaninchenkopf mit den Schlappohren. Doch er stand da wie festgefroren. Ein Schneemann, stocksteif in der plumpen Montur. Die wattierte Mütze mit der langen Ohrenklappe, die über seinen ganzen Kopf gewickelt und mit einer Schlaufe am Kinn befestigt war, hielt ihn in Stille gefangen. Wäre es schlimm gewesen, wenn er ihn erschossen hätte? Jetzt war noch weniger von ihm übrig. Nur hin und wieder ein Alptraum. Ein verschwimmender Hintern, Maschinengewehr, Klappspaten. Der Soldat war mit nichts anderem als seiner Ausrüstung weggegangen. Ohne Hausrat, ohne Andenken – vermutlich hatte er nicht mal was zu essen mitgenommen. Das einzige, was er zurückließ, war eine Skispur. Auf die zielte Witali dann doch noch und schoß

das Magazin leer, zwei Salven auf den langen Einmannpfad. Das Geräusch drang nicht weit durch den fallenden Schnee. Alle würden sich denken können, daß er den anderen hatte laufen lassen. Als er das Walkie-talkie an den Mund hielt, um dem Telegraphisten die Koordinaten durchzugeben, begriff er, daß er von der Herkunft und der Zukunft des Soldaten nichts wußte, während sein eigenes Schicksal glasklar vor ihm lag: Degradierung zum einfachen Soldaten, kaum fünf Stunden Schlaf pro Nacht und jeden Tag gefrorene Scheiße in den Latrinen der Kaserne hacken. Danach würde er aus dem Militärgefängnis weiter nach Norden verfrachtet werden, zu einer Sondereinheit mit fünfzehn verwilderten Männern, die jeden Monat in ein Geheule ausbrachen, wenn in der Polarnacht ein Helikopter mit Proviant auftauchte.

Er wußte den Namen nicht mehr. Das wurmte ihn am meisten. Von dem Moment an, als er den Namen des Soldaten nennen sollte, streikte sein Gedächtnis. Der Telegraphist notierte: Durchbrechen der Staatsgrenze durch Unbekannten Soldaten. Nach all den Jahren ärgerte er sich noch immer darüber. Das bedrohliche Gefühl in seinem Traum flaute nach dem Aufwachen schnell ab, über den Namen aber konnte er gut und gern eine Stunde nachgrübeln. Hier, den Blick auf eine Dose Sprotten gerichtet, in einem Zug, der unbekümmert aus Weißrußland hinausfuhr, entsann er sich vielleicht unvermittelt wieder. Er könnte sich auf die Suche nach dem Soldaten machen. Wenn er ihn fände, könnte er ihm etwas zurückgeben. Etwas von zu Hause, eine Erinnerung, die er verloren hatte. Sich selbst. Nicht schlecht! Doch der Name blieb verschwunden. Vom Gang hörte er das dumpfe Fluchen von Passagieren, die hastig von der Raucherecke zur Toilette polterten, der eine Raum noch übler riechend als der andere.

2

Das Geschmatze der Georgierin ging ihm auf die Nerven. Er konnte nicht erkennen, ob sie wach war. Schon am Tag davor, als der Zug aus Moskau abfuhr, hatte sie so dagelegen. Witali hatte die Abteiltür aufgeschoben und seinen Augen nicht getraut. Dort lag seine Reisegefährtin für die kommenden Tage, über zwei Sitzplätze ausgestreckt, den einen drallen Fuß über den anderen gelegt, zwischen Daumen und Zeigefinger ein geräuchertes Kotelett. Sie hatte sich beim Schaffner bereits eine Garnitur brethart gestärktes Bettzeug und zwei Kissen besorgt; darin würde ihr topplastiger Oberkörper die ganze Fahrt über ruhen. »Meine Küche«, hatte sie gesagt und auf den kleinen, mit kalt gewordenem Essen überladenen Tisch gedeutet; wer weiß, wie lange das alles schon unterwegs war. (Er hätte es schlechter treffen können. Die Zugfahrt von Gorki nach Moskau hatte er in Angst und Schrecken verbracht, nachdem der ruhige Student, der ihm gegenüber saß, von einem tschetschenischen Hinkebein und dessen Kumpel rauskomplimentiert worden war und ihn die beiden Männer dreißig Stunden lang, immer wütender, zum Kartenspielen aufforderten.) Witali hätte nie gedacht, daß Leute, denen man normalerweise nur auf Regionalbahnhöfen begegnete, bepackt mit Bettzeug und Seesäcken voller Lebensmittel, auch in den Westen reisten. Die Georgierin hielt jetzt eine angebissene Pirogge in der Hand. So war sie eingeschlafen. Ihr zusammengesacktes Gesicht zeigte keine Spur von Verwunderung darüber, daß sie in einem Höllen-

tempo aus dem Land gefahren wurde. Sie hatte ihm erzählt, daß sie nach Deutschland unterwegs war. Was wollte dieses Gesicht dort? Hängebäckten, Damenbart, offener Mund – gab es in Deutschland auch Piroggen zum Reinstopfen? Dem Geruch nach zu urteilen, bestand das Gepäck der Frau nur aus Eßwaren. Proviant für Monate. Sie würde garantiert überleben. Die Frage war nur, warum unbedingt hinter der Grenze.

Sie blieb liegen, als der Zug bei Brest in eine Halle fuhr, unter Megaphongebrüll mit Drahtseilen festgezurt wurde und fast eine Stunde über dem Erdboden schwebte. Witali wollte das Ganze vom Gang aus beobachten, aber den hatte eine Horde grimmiger Monteure in Beschlag genommen. Sie stiefelten durch die Waggonen und konnten auf schlaftrunkene Zuschauer gut verzichten. Unter den Moskau-Express mußten in einer Dreiviertelstunde andere Drehgestelle montiert werden, da die Gleise hinter der Grenze eine schmalere Spurweite hatten. Ein Mann in einem pinkfarbenen Trainingsanzug wurde aufgefordert, in sein Abteil zu gehen. Er wusch den ölverschmierten Händen eines Monteurs aus.

»Ich gehe nur zur Toilette, ich störe Sie überhaupt nicht.«

»Sie möchten doch sicher weiter?«

»Junger Mann, ich stehe Ihnen nicht im Weg!«

»Sie wollen doch unbedingt in den Westen! Von mir aus können Sie in Rußland bleiben!«

Der Monteur war ein Musterbeispiel für proletarischen Stolz, der sonst schon überall ausgestorben war; hier jedoch, in der Halle, wo noch niemand die Sowjetparolen von den Wänden entfernt hatte, in diesem Theater an der Grenze, spielte er seine Rolle mit Feuereifer. In dieser idealen Mise-en-scène von Arbeitern und Landesverrätern auf ein paar Quadratmetern Gang war zu erwarten, daß der Mann im

Trainingsanzug schließlich kapitulieren und der Monteur weitermarschieren würde, die ölverschmierten Hände zur Faust geballt.

Nichts deutete darauf hin, daß dieser Zug zu einem Ort mit dem sonderbaren Namen »Hoek van Holland« unterwegs war. Die drei Wörter hatten zwar in zungenbrecherischer kyrillischer Transkription auf den Hinweistafeln gestanden, verloren sich jedoch in dem üblichen Ambiente einer russischen Bahnreise mit allem Drum und Dran – wie aus den Lautsprechern scheppernder Marschmusik (»Abschied der Slawin«) und einem hustenden Schaffner auf dem Trittbrett, der aus einem Samowar Tee ausschenkte. Und dann die Passagiere. Auf dem Durchgang zwischen den Waggons standen mindestens zehn Leute mit den gleichen Visagen wie in den Bummelzügen auf dem platten Land. Sie rauchten Opal-Filterzigaretten, und ihre Körper dünsteten einen schwindelerregenden Promillesatz aus. Witali mußte das in Kauf nehmen, es gab nur diese eine Raucherecke.

»Wohin geht die Reise?« fragte ein Mann in einer Wildlederweste. Er hielt ihm ein brennendes Streichholz hin.

»Holland. Amsterdam.«

»Donnerwetter! Ich komme nur bis Poznań.«

Der Mann zog die Unterlippe über die Oberlippe und starrte zur Decke. »Zwei Autostunden von der deutschen Grenze. Vielleicht sogar noch weniger.«

Die Stahltür zur Plattform wurde aufgerissen, und zwei weitere Raucher zwängten sich in die Runde. Der Mann berührte nun mit seiner Schulter die von Witali. Er atmete schwer über den Unterkiefer. Witali sah die Goldzähne darin.

»Was haben Sie in Amsterdam vor, oder ist das ein Geheimnis?«

»Mein Cousin lebt dort. Ein Künstler.«

Witali bereute seine Offenheit sofort, denn der Mitraucher packte ihn fest an der Schulter, um ihm etwas vorzuschlagen. Von solchen Zeitgenossen hielt man sich besser fern. Am Polytechnischen Institut in Gorki war auch so einer rumgelaufen. »Hör mal zu, nur eine Minute!« Und dann, die Augen halb geschlossen, hinter vorgehaltener Hand, wie in einem Jugendfilm: »Laß uns von hier verschwinden. Von denen lassen wir uns nichts mehr weismachen.« Witali war nie dahintergekommen, was dieser Bursche im Institut zu suchen hatte. Er war jedenfalls nicht in seinem Jahrgang und auch kein Dozent. Er sagte immer: »Laß uns einen Plan schmieden.« Immer, wenn solche Typen etwas mit »Laß uns« begannen, bedeutete das, daß man etwas für sie erledigen sollte.

Hinter dem verkratzten Fenster tauchte eine Landschaft mit Feldern, vollgehängten Wäscheleinen und sorgsam geschichteten Holzstapeln auf. Bei ein paar Häusern hintereinander stand der gleiche Hund. Der Mann mit der Weste räusperte sich.

»Die Polen schaffen's nie. Nicht ohne uns. Sie halten sich für wer weiß was. Letztes Jahr ist eine polnische Delegation in unsere Fabrik gekommen, es war von einer Übernahme die Rede. Auf einmal waren sie überall. Mit vorgestreckten Bäuchen und arrogant hochgezogenen Schnurrbärten sind sie durchs Dorf stolziert. Und jetzt schauen Sie mal aus dem Fenster. Wenn das Wohlstand sein soll ...«

Einige Raucher nickten zustimmend.

»Und überhaupt: Polen als solches existiert gar nicht. Es tut nur so. In dem einen Jahrhundert lagen die Grenzen hier, im anderen waren sie nach Westen verschoben, wieder hundert Jahre später hatten die armen Teufel gar kein Land mehr. Was soll man mit so was anfangen?«

»Nichts«, erwiderte ein Mann mit eingedrückter Nasenwurzel. »Überhaupt nichts, und das ist die verdammte Wahrheit.«

Eine Stunde später hielten sie für den Mittagsimbiß an. Der Zug hatte keinen Speisewagen, polnische Bäuerinnen verkauften kandierte Früchte und Wurstbrote, die sie durch die Fenster ins Abteil reichten. Sie hatten auf einem zwischen Feldern und Äckern unvermittelt auftauchenden Bahnsteig gewartet, und als der Zug die Geschwindigkeit drosselte, rannten sie freudestrahlend an den Waggons entlang, als seien die Reisenden alte Bekannte. Die reagierten ebenso begeistert, zählten das Wechselgeld nicht nach und winkten den Frauen, bis der Bahnsteig wieder außer Sichtweite war. Auf dem Gang wurden die Tüten sofort aufgerissen und leer gefuttert wie auf einem Kindergeburtstag. Der Schaffner kochte einen Kessel Tee. Schnaufend, ohne sich wegen seiner Alkoholfahne zu schämen, bediente er die in der Schlange wartenden Passagiere. Neben dem Kessel stand ein Becher mit schalem Bier, ein Nottropfen. Der Schaffner bemerkte Witalis Blick und spülte es prompt runter. Dann straffte er seinen Rücken. Ich scheiß auf alles, merk dir das.

»Sie sind bestimmt noch nicht verheiratet«, sagte er mit rauher Stimme.

»Nein.«

»Und haben Sie's auch nicht vor?«

»Keine Ahnung. Mit Zucker, bitte.«

Der Schaffner kramte zwei Würfel aus einer Schachtel.

»Dann passen Sie bloß auf!«

»Wobei?«

»Beim Heiraten. Heiraten Sie auf keinen Fall dort.« Er deutete in die Fahrtrichtung. »Da ist alles möglich. Glauben Sie nicht, daß ich nicht Bescheid weiß. Zweimal im Monat

komme ich da hin. Und dann steh ich lange genug auf den Bahnhöfen, um mir ihre Frauen anzugucken. Manchmal fahren sie mit. Lebensgefährlich. In ihren Augen sind Sie ein attraktiver Mann. Einer von uns, ein richtiger Kerl. Sie werden sich auf Sie stürzen und Sie in Stücke reißen. Richtige Kerle, die gibt's bei denen nicht.«

Er selbst sah ziemlich jämmerlich aus. Die runden, glänzenden Augen nahmen die Hälfte seines Mäusegesichts ein, und nach jedem Satz zog er die Nase hoch. Witali bedankte sich für den Tee und flüchtete ins Abteil. Dort saß die Georgierin hellwach in den Kissen. Sie reichte ihm eine gebratene Hühnerkeule.

»Das schmeckt besser als das Zeug von den Polen.«

Dabei beließ sie es. Sie ging ihm nicht mit Geschwätz auf die Nerven, denn sie sprach kaum Russisch. Doch sie duldete nicht, daß er nichts aß, und das Tischchen durfte sich nicht leeren, also häufte sie Hähnchenfleisch in Nußsauce auf gefüllte Auberginen und Käsebröte und fütterte ihn, bis es dunkel wurde. Er schlug sich den Bauch voll, sie platzte fast vor Lachen, drückte ihn an ihre Brust, nahm ihre Taschen und verließ den Zug mitten in der Nacht.

Berlin, nichts davon war zu sehen. Nicht nur wegen der Dunkelheit. Hinter dem schmutzigen Fenster mit den Baumwollvorhängen war vor zwölf Stunden auch Warschau unbemerkt vorbeigeglitten. Ein paar Leute waren ausgestiegen, aber niemand war zugestiegen. Der staubige Koloß mit den roten Sternen an den Flanken stampfte durch das vereinte Deutschland, doch drinnen trank Witali Tee aus einem Glas in einem versilberten Halter, auf dem der Kreml als Mittelpunkt des Kosmos abgebildet war. Das alte Radio über der Tür schwieg, würde aber sicher jeden Moment ausrufen: »Hier spricht Moskau!« Die Georgierin hatte einen vollen